



Stefan Gisler

Piano lernen wie die Muttersprache

„Lerne Piano spielen wie deine Muttersprache“ war der Titel für meinen ersten Workshop im Jahre 2009, ein pädagogisches Projekt für den MAS Popmusik. Durch meine Dozenten wurde ich auf Edwin E. Gordon aufmerksam gemacht. In seiner „Music Learning Theory“ vertritt er – wie Heinrich Jacoby – die Auffassung, dass Noten lernen erst ein späterer Schritt beim musikalischen Lernen ist. Auf der Suche nach weiterer Literatur für meine Masterthesis mit dem Titel „Musiklernen wie die Muttersprache“ bin ich auf das Buch „Unmusikalisch...? Die Musikpädagogik von Heinrich Jacoby“ von Walter Biedermann gestossen. Es hat mich sehr berührt. Es fühlte sich an, wie wenn jemand aus meinem musikalischen Herzen gesprochen hätte.

Vorgeschichte

Mit acht Jahren begann ich, Klavier zu spielen. Zwei Jahre später ging mein grosser Wunsch, Klavierunterricht zu besuchen, in Erfüllung. Ich war damals der Annahme, dass Instrumentalunterricht eine Voraussetzung ist, um ein Instrument zu lernen. Zum Üben nach Noten musste ich mich jedoch je länger je mehr zwingen. Die Klavierstunden wurden zu einem Ort, wo ich mich als Versager fühlte. Oft nahm ich mir fest vor, ab sofort mehr zu üben, um dieses unangenehme Gefühl nie mehr erleben zu müssen. Aber trotz guter Vorsätze fand ich mich schon nach kurzer Zeit nicht mehr beim Üben der Stücke, sondern am Improvisieren über Motive daraus. Im kirchlichen Umfeld, in welchem ich aufgewachsen bin, wurde ich angefragt, ob ich moderne Kirchenlieder begleiten würde, was ich gerne tat. Ich orientierte mich dabei an den Akkordbezeichnungen für die Gitarre, spielte also nicht nach Noten. Bald erhielt ich Anfragen für Klavierunterricht, schrieb Lieder für meine eigene Band und improvisierte weiterhin, teilweise stundenlang, auf dem Klavier.

Der Wunsch, professioneller Musiker zu werden, wurde immer stärker. Doch es wiederholte sich immer wieder das gleiche Muster. Die Musiklehrpersonen waren begeistert von meinem Vorspiel und attestierten ein grosses Potenzial. Ich startete mit grosser Freude und Motivation, aber schon bald wurden die Unterrichtsstunden wieder zur Qual. Ich schaffte es immer weniger, das zu üben, was ich sollte. Improvisation war an den Konservatorien gar kein Thema und an den Jazzschulen reglementiert durch die richtigen Scales und Chances. Nach zehn Jahren gab ich alle Hoffnung auf, jemals ein professioneller Musiker zu werden und stieg quer in die Informatik ein. Die Kenntnisse in diesem Bereich erarbeitete ich mir selber durch „learning by doing“, angefangen mit einem Musikcomputer in meiner Band. Ich musste kein Diplom vorweisen, sondern Motivation, Begeisterung, Kreativität und Improvisation waren gefragt.

Nach zwölf Jahren wollte ich mich beruflich neu orientieren und wagte einen letzten Versuch Richtung Musik. Immer noch in der Meinung, ohne Hochschulabschluss kein richtiger Musiker zu sein, schloss ich nach einem MAS Popmusik einen Master für Schulmusik I ab. Aber leider begegnete ich wieder der alten Leier. Der unwissende Student besucht die Hochschule, um vom wissenden Dozenten zu lernen, was richtig und falsch ist. Einmal mehr liessen mich die Fragen rund ums Lernen nicht mehr los. Wie eingangs erwähnt, fand ich Antworten unter anderem bei Edwin E. Gordon und Heinrich Jacoby.

Der Workshop

Raum – Erfahrungsgelegenheiten – Vertrauenszuwachs – Ressourcen

Immer mehr wurde für mich das Schaffen eines „Raumes“ für die Lernenden, in welchem jeder selber entscheiden und spielend erfahren kann, was „richtig“ und „falsch“ ist, zum Wichtigsten, egal ob im Klassenunterricht, Einzelunterricht oder in meinen Workshops. Lernen ist von Natur aus gegeben und wird beim Lernen der Muttersprache deutlich erkennbar. Da wir aber in der Regel total „verschult“ sind, müssen wir uns den Weg zu unserem ursprünglichen Lernen wieder freimachen. Jacoby spricht von den vorhanden Ressourcen, die meist erst wieder freigelegt werden müssen.

Solche "Räume" ermöglichen Erfahrungsgelegenheiten und diese wiederum den unbedingt wichtigen Vertrauenszuwachs. Ebenfalls schaffen sie eine Atmosphäre, um zu "lauschen", wie es Jacoby nennt.

Instrument – Körper

Zu Beginn eines Workshops nehme ich gerne die Frage von Jacoby auf: "Ding (Instrument), was willst Du von mir?" Damit können wir uns der vielfältigen Möglichkeiten des Instruments bewusst werden. Das Klavier hat Tasten. Diese sind in einer gewissen Ordnung angelegt. Ich kann sie lang, kurz, schnell oder langsam runterdrücken, mit einzelnen oder mehreren Fingern oder mit der ganzen Hand.

In diesem Zusammenhang tauchen meist die ersten Fragen oder Probleme mit den Händen oder der Sitzgelegenheit auf. Da jeder Körper individuell ist, hat jeder Teilnehmende eine andere Art, seine Hände auf die Tasten zu bringen. Für mich ist auch hier das Lernen des Kindes Vorbild. Ein Kind lernt selber laufen. Mit der Zeit macht es erste Schritte, fällt wieder um, richtet sich erneut auf und dies unendlich oft, unermüdlich, mit grosser Motivation und ohne externe Aufforderung.

Entdecken – erfinden – improvisieren – lauschen – Routineverhalten

Improvisation ist für mich wesentlich, wenn nicht das Wichtigste beim Musizieren. Auch in diesem Punkt stimme ich mit Jacoby weitgehend überein. Durch die Auseinandersetzung mit ihm habe ich ausserdem realisiert, wie viel meiner Improvisation schon zur Routine geworden ist und ich "erwische" mich immer wieder, wie ich mich von den Fingern steuern lasse statt von meinen Ohren.

Im Workshop zeige ich, dass wir mit ein paar wenigen Tönen Musik erklingen lassen können. Und sei es auch nur mit einem oder zwei Fingern. Dabei ist mir wichtig, dass die einzige Instanz, die uns sagt, ob wir richtig oder falsch spielen, unser Gehör ist. Es ist nicht wichtig, möglichst viele Töne möglichst virtuos zu spielen.

Töne finden – musikalischer Fluss – Musiktheorie – Noten

Jacoby spricht von zwei getrennten Aufgaben: die richtigen Töne finden und den "Fluss realisieren".

Um die richtigen Töne zu finden, gehe ich im Workshop zwei Wege: den einen über die Musiktheorie und den anderen über das "Lernen wie die Muttersprache".

Etwas vom Wichtigsten ist für mich die Individualität der Teilnehmenden. Jeder bringt andere Erfahrungen mit. Einige haben noch nie ein Instrument gespielt, andere hatten schon mehrere Jahre Unterricht. Da manche sich auch schon mit Musiktheorie auseinandergesetzt haben und möglicherweise Fragen haben, erarbeiten wir gemeinsam die Grundlagen der Musiktheorie als eine Alternative zum reinen "nach Gehör spielen".

Die Theorie kann helfen, vor allem am Anfang, schneller die richtigen Töne zu finden. Die Gefahr aber, das "Lauschen" zu vernachlässigen, ist sehr gross.

Aus meiner Sicht besteht die Musiktheorie nicht aus unendlichen Formeln, die nur für Eingeweihte durchschaubar sind, sondern im wesentlichen aus dem Verständnis der Dur-Tonleiter und deren logischen Ableitungen. Die Dur-Tonleiter ist auch etwas, was in uns (zumindest wenn wir mit westlicher Musik aufgewachsen sind) als Ressource vorhanden ist. Alle meine SchülerInnen sind in der Lage, die Töne einer Dur-Tonleiter, egal von welcher Taste aus, nur durch Zuhören zu spielen. Das Gehör ist geprägt und beurteilt meist zuverlässig, ob die Töne passen.

So erläutere ich auf der Tonleiter aufbauend die Stufentheorie (Harmonik). Auch da braucht es noch keine Tonnamen oder Erklärungen von Dur- und Moll-Akkorden.

Die Theorie hilft aufzuzeigen, dass auch viele berühmte Musikstücke nur auf den sieben Tönen einer Tonleiter und ein paar wenigen Akkorden/Stufen basieren.

Ich ermuntere die Teilnehmenden dazu, selber verschiedene Stufenfolgen oder auch nur deren Basstöne auszuprobieren und mit der Zeit die Melodie und weitere Stimmen hinzuzufügen - auch hier durch Ausprobieren und Zuhören, so dass sich eine innere Vorstellung entwickeln kann.

Bass

Der Bass ist grundlegend für die Begleitung. Wenn wir uns den Bass bewusst machen können, erkennen wir das harmonische Gerüst eines jeden Liedes oder Musikstücks. Jacoby sagte: "Je mehr Sie in den Bässen zu Hause sein werden, desto mehr nähern Sie sich dem Geheimnis der Improvisation."

Wie Jacoby damals erlebe ich heute, dass die meisten Teilnehmenden wenig Vorstellung haben vom Bass.

Sie nehmen einen Gesamtklang und vor allem die Melodie wahr, der Rest aber scheint wie "im Nebel" zu sein. Ich versuche mit geeigneten Musikstücken, sie für den Bass zu sensibilisieren.

Um ein Lied zu begleiten, reicht eine passende Basslinie. Falls man ein Liedblatt mit Gitarrenakkordbezeichnungen erhält, kann man zu Beginn nur die Grundtöne der Akkorde als Basslinie spielen.

Wie die Muttersprache

Auch Jacoby betont immer wieder die Wichtigkeit, dass wir Musik wie die Muttersprache lernen. Wie Sprechen soll das Musizieren spontane Äusserung (Improvisation) sowie Kommunikation sein und nicht in erster Linie Reproduktion, Kunst und Konzerte zum Ziel haben. Wir brauchen uns beim Musizieren keine Gedanken über technische Aspekte wie zum Beispiel die Motorik zu machen, sondern es reicht, wenn wir ausprobieren, zuhören und mitspielen. Der Antrieb eines Kindes, seine Muttersprache zu lernen, entsteht durch das natürliche Verlangen zur Sozialisation, welche zu einem wesentlichen Teil durch Kommunikation stattfindet. Dazu gehören all die Phasen, welche ein Kind beim Erlernen seiner Muttersprache durchläuft. Die Lallphase ist genauso wichtig und richtig wie alles, was später folgt. In allen Phasen sind Fehler unumgänglich und sogar wichtig. Das Kind, wie Jacoby betont, korrigiert Fehler selber aus.

Wie die Kommunikation in einer menschlichen Gemeinschaft durch Sprechen, ist das Spielen eines Instruments (bzw. das Singen) in einer musikalischen Gemeinschaft Kommunikation und Austausch. Beim Sprechen ist das Kind bestrebt, sich immer besser und konkreter mitzuteilen. Dies gelingt ihm langsam aber sicher durch unermüdliches Ausprobieren, Zuhören und Mitreden. Das Gleiche gilt auch beim (gemeinsamen) Musizieren.

Umfeld – gemeinsam musizieren – mitspielen

"Mitspielen" ist mir sehr wichtig, abgeleitet vom "Mitreden" (Kommunizieren) beim Lernen der Muttersprache. In meinen Workshops wird viel Zeit dazu verwendet, miteinander zu musizieren. Jede/r soll sich dabei als wichtiges Mitglied einbringen.

Meistens spiele ich eine sich wiederholende Harmoniefolge oder verwende Musikstücke einer CD oder eines mp3-Players. Es sind meist Stücke, welche die Teilnehmenden selber vorschlagen und gerne mal spielen möchten. Ich fordere die Teilnehmenden dazu auf, mit den für sie passenden Tönen mitzuspielen – mit einem Finger, einer Hand, beiden Händen, je nach dem, wie sie sich wohl fühlen. Sie sollen sich dabei vorstellen, Mitglied einer Musikformation zu sein. Nach dem Spielen sprechen wir über die gemachten Erfahrungen und Schwierigkeiten, die aufgetaucht sind.

Um Melodien auf den Tasten nachspielen zu können, ist eine innere Vorstellung nötig. Lieder, welche die Teilnehmenden singen können, eignen sich dazu sehr gut. Nach einiger Zeit finden sie meist selber die richtigen Tasten.

Üben – auf Vorrat lernen

Es ist wichtig, sich Raum und Zeit zum Ausprobieren, Zuhören und Mitspielen zu nehmen und vor allem: dies immer wieder zu tun. Dies sollen die Teilnehmenden, wenn möglich, auch zu Hause immer wieder versuchen. Wenn ich sie dazu auffordere, verwende ich bewusst nicht das Wort "üben". Üben hat für mich den unschönen Geschmack von erzwungener Leistung für ein nur wirtschaftlich sinnvolles Ziel, zum Beispiel eine Prüfung. Üben hat für mich nichts mit der Sache an sich zu tun. Immer, wenn ich beim Lernen von Fremdsprachen aufgefordert wurde, Wörter zu lernen, habe ich abgehängt. Lernen auf Vorrat hat mir schon immer die Freude an allem genommen.

Spielen ist für mich die wohlthuende Alternative. Spielen macht Freude und Lernen wird mir dabei automatisch geschenkt. Ich lerne dabei das, was mich im Moment interessiert und mit meinem Leben etwas zu tun hat oder anders gesagt: was Sinn macht. In diesem Fall ist fehlende Motivation kein Thema, sondern die kindliche Neugier kann sich frei entfalten.

Technik – Hilfsmittel

Wie Jacoby ist es auch mir wichtig, aktuelle technische Hilfsmittel zu nutzen.

Um nicht zwingend Tonnamen verwenden zu müssen, arbeite ich mit einem Beamer und einer Midi-Software, welche mir ermöglicht, meine Tastatur und die Töne, die ich spiele, für alle sichtbar zu machen. Ebenso ver-

wende ich ein iPad mit entsprechenden Apps, um schriftliche Notizen, Filme oder Bilder mittels Beamer zu projizieren. Für Informationen und Inhalte aus den Workshops wie zum Beispiel Listen mit Mitspielbeispielen, Hinweise zu Hilfsmitteln wie Apps sowie Grundlagen der Musiktheorie habe ich die Webseite www.pianolernen.ch eröffnet. Während den Lektionen stelle ich Tastaturpapier zur Verfügung.

Motivation - Nachhaltigkeit

Vielen Teilnehmenden geht es so, dass sie zwar begeistert am Workshop teilnehmen, aber in den Tagen zwischen den Workshop-Abenden trotzdem kaum Zeit zum Spielen finden und auch nach den Workshops wenig Motivation aufbringen können, weiterzumachen.

Warum aber gehen Freude und Motivation zu Hause so bald wieder verloren?

Entscheidend scheint mir: Weshalb haben die Teilnehmenden den Workshop besucht? Waren es äussere Gründe, zum Beispiel um endlich Klavier spielen zu können wie Bekannte oder Freunde, welche sie bislang (neidisch) bewunderten? Oder geschah es wirklich aus innerem Antrieb? Würden Sie dann aber nicht besser wie ein Kind selber lernen, und meine Workshops wären überflüssig? Brauchen sie einen solchen Workshop, um zu erkennen, aus welchem Antrieb heraus sie Klavier spielen möchten?

Vielleicht werden sie eingeholt vom Übungsstress, von der Angst, Fehler zu machen oder nicht schnell genug vorweisbare Erfolge präsentieren zu können. Vielleicht fehlt Ihnen immer noch das Vertrauen zu ihren Ressourcen oder das Vertrauen, dass "Spielen, Ausprobieren, Zuhören und Mitspielen" genügt. Um dies zu ändern und zum ursprünglichen Lernen zurückzufinden, sind meine Workshops zu kurz. Sie können aber Anstösse und erste Erfahrungen dazu ermöglichen.

Da die meisten Teilnehmenden von meinen Workshops erwarten, dass ich ihnen zeige, wie man richtig Klavier spielt, erachte ich es als wichtig, dass ich solche Workshops anbiete - nicht nur für die Teilnehmenden, sondern auch für mich, der ich immer wieder versucht bin, diesen Erwartungen gerecht zu werden statt den Teilnehmenden geduldig die Zeit zu lassen, ihre eigenen Erfahrungen zu machen.

Am meisten freut es mich immer wieder, zu erleben, wie auch Menschen, die praktisch ohne Musik aufgewachsen sind oder noch nie ein Instrument gespielt haben, nach einiger Zeit sich immer mehr trauen, auf die Tasten zu drücken und eigene Musik zu erfinden - ohne Angst vor falschen Tönen.

Fazit

Die Pädagogik Jacobys hat an Aktualität nichts eingebüsst. Unsere Bildungslandschaft braucht Menschen wie Jacoby, damit die Pädagogik wieder mehr dem Menschen dient. Die Lernenden werden immer noch vor allem auf Leistung, Kompetenzen und Wirtschaftlichkeit getrimmt. Es wird in erster Linie Wissensvermittlung betrieben statt dass man "Räume" schafft für natürliches Lernen.

Leider sind wir auch an den pädagogischen Hochschulen noch weit davon entfernt, die Lehrpersonen in ihrer persönlichen "Nachentfaltung", wie Jacoby es nennt, zu unterstützen. Es geht meist darum, die Lehrbücher oder Vorgaben der Dozenten zu befolgen, um Prüfungen zu bestehen. Für Improvisation, für Ausprobieren, um eigene Erfahrungen zu sammeln und dabei einen "Vertrauenszuwachs" zu den eigenen Ressourcen zu erleben, gibt es kaum Platz. Wie aber wollen wir als Lehrpersonen einen Unterricht gestalten, der Entfaltung ermöglicht, wenn wir es möglicherweise selber noch nie erfahren durften?